

H.G. Bender

14. Dez. 1971

Liebe Freunde,

so steht bei Isaias - ein Teil von uns hat das schon
am Samstag gehört - ich möchte darauf noch mal zurückkommen:
Er kommt.

Der Heldengott. Der Ewigvater. Der Friedefürst.

Dann wird der Wolf als Gast bei dem Lamm weiden
und der Panther sich neben dem Böcklein lagern,
das Kalb, der junge Löwe und der Mastochs werden vereint weiden
und ein kleiner Knabe wird Treiber bei ihnen sein.

Kuh und Bärin werden miteinander weiden
und ihre Jungen sich zusammen lagern.

Und der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind.

Der Säugling wird am Schlupfloch der Otter spielen
und das eben entwöhnte Kind seine Hand nach dem Feuerauge des
Basilisken ausstrecken.

Man wird nichts Böses mehr tun
und nicht unrecht handeln
auf seinem ganzen heiligen Berg.

Denn das Land wird voll von der Erkenntnis des Herrn sein
gleich den Wassern, die den Meeresgrund bedecken.

Es könnte diese paradisiache Vision, in der nur junge Menschen vor-
kommen, erweitert werden:

Da wird der Jude neben dem Araber sitzen
und der Ausbeuter neben dem Habenichts,
der Herr neben dem Skalven,
der Generalsevikar neben dem widerborstigen Theologen.

Das klingt alles so traumhaft schön in dieser Vision, daß sich glaube
ich nicht nur bei mir sondern auch bei Ihnen ein innerer Widerstand
anmeldet: da wird "heille Welt" beschworen und wer das tut, der ist
naiv; der scheint die Gegensätze zu verkleistern und die Spannungen
und die Konflikte wegzuinterpretieren. Aber so braucht es nicht zu
sein, so sollte es nicht sein. Diese und ähnliche Visionen sollen
nicht ein tröstlicher Ausflucht ins Märchenland sein, Schlaraffenmatrasse
für unsere geplagte Seele sondern: solche Vision setzt die Gegenwart
ins Unrecht, klärt und schärft den Blick dafür, daß diese Welt, inder
manipuliert und ausgebeutet wird, in der die Flüchtlinge keinen Platz
finden, in der der Krieg immer noch als ultima ratio gilt, in der der

Klassenkampf nicht aufhört sondern sich weitweit auszuweiten scheint, in der der Haß eher zunimmt als abnimmt, als das wird durch diese Vision und durch ähnliche Visionen ins Unrecht gesetzt. Dafür wird der Blick geschärft.

Aber wie alles, mit dem wir umgehen, sind auch solche Visionen, solche Träume ambivalent. Ihre Kraft zielt immer in eine doppelte Richtung. Wir können in das Land der Träume fliehen oder aus dem Traum heraus Anweisungen entnehmen. Eins ist sicher: wir Menschen müssen träumen. Wir träumen ja auch. Und in den Träumen der Nacht tritt das hervor, was am Tag nicht gelebt wird; wenn auch verstellt, im verändert, in Bildern. Und in unseren Wachträumen, in den Ausflüge unserer Phantasie, da artikulieren wir unsere Sehnsüchte, das noch nicht erreichte, gar das unerreichbare. Oft fliehen wir vor der harten Realität unseres Alltags in solche Träume. Dann sind Träume Opium oder Hasch. Und es gibt ganz große Träume, die als Opium des Volkes - hier gemeint: der Habenichtse - mißbraucht werden können oder mißbraucht worden sind.

Träume sollen Wahrträume werden. Biblische Träume sind Wahr- und Warträume. Erinnern Sie sich an beide Joseph. Den Ägyptischen mit seinen Träumen, der Träumer und aus den aus Nazaret. Wer träumt, das hat sich an diesen beiden gezeigt und zeigt sich, glaub ich, auch bei uns, wenn wir mit unseren Träumen - solchen wie den eben gehörten und den individuellen - umgehen, sind wir dem gefährlichen unseres Lebens viel viel näher. Aber, so heißt das oft zitierte Dichter wort: Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch.

Es scheint so zu sein, wenn wir überhaupt von Gott reden können, daß auch Gott träumt. Und auch Gottes Träume müssen und sollen wahr werden. Und gerade Gottes Träume haben vielleicht noch mehr die Versuchung in sich, daß sie uns als Fluchtburg dienen, als imaginäre Sehnsuchtsorte zu nichts mehr bewegender Innerlichkeit. Aus ihnen erücht dann ein fauler Friede, der einem wie eine reife Frucht in den Schoß fallen soll. Solche Art von Gottesverhältnis haben wir in irgendeinem Winkel unseres Herzens vermutlich alle: nämlich, daß wir da, wo wir nicht mehr weiterkommen, wo wir am Ende sind, an den Lückenbüsser denken, auf einen sich noch nicht gezeigt habenden Deus ex machina hoffen, der - davon ist das Wort ja genommen - wie in einem schlechten Stück, wenn der Autor keine Lösung mehr weiß, von außen hereinbricht: der König oder sein Bote kommt und die Unschuldigen werden gertettet. Man kann sagen: wäre er nicht von Beethoven, dann wär der Fidelio eine ganz diese Operette.

Religiöse Menschen, adventlich gesinnte Menschen, sind so meine ich

und das ist leicht verständlich und entschuldigbar sehr schnell aus einer solchen Beziehung zu Gott am faulen Frieden interessiert. Ihr Vertrauen auf Gottes sich durchsetzende Güte ist so groß, daß sie sich leicht von allem - außer dem Schimpfen über andere und dem Stöhnen - dispensiert glauben.

Solche Dispensationsformeln sind oder können sein die Adventlieder: O komm, o komm Emmanuel, Friedensfürst. Denken Sie sich nur mal aus, was wäre, wenn der wirklich käme. Ich möchte wirklich wissen, ob einer *wohl, daß N dann käme!*

Emmanuel - Friedensfürst, der einen Frieden bringt, wie ihn die Welt nicht gibt. Und da ist er gekommen, damals. Das gehört ja zum Advent, daß wir der damaligen Ankunft gedenken. Und - er hat den Frieden nicht gebracht. Er hat den Frieden nicht gebracht. 2000 Jahre Christentum oder 2000 Jahre Kirchengeschichte oder 2000 Jahre Weltgeschichte nach Christi Geburt (ungefähr, ein paar gequetschte abgerechnet) meine ich, beweisen und belegen das. Er hat ihn nicht gebracht. Er hat ja auch selbst davon gesprochen, sozusagen als Gegenparole: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen - sondern das Schwert. Er hat wohl mit dem Frieden angefangen. Vermutlich hat es in seiner Umgebung viel Frieden gegeben, aber auch Kampf. Und der hat, weil es nur ein Anfang war, Senfkorn, Weizenkorn, so diese kleine Menge Sauerteig, erst geäter Same, der noch Frucht bringen muß, uns aufgetragen, sein Werk fortzusetzen daß wir wie er leben sollen, daß wir in seine Fußstapfen treten müssen, daß wir alle Menschen zu Jüngern, d.h. zu seinen Schülern machen sollen, die von seiner Lebensart lernen, damit sie dann wie er leben. Wir müssen ihm helfen bei seiner großen Absicht, alle an einen Tisch zu bringen, bei diesem großen Gastmahl. Alle, alle Menschen; denn er, der menschengewordene Gott, der gottgewordene Mensch, der göttliche Mensch, wollte für den Menschen das göttlich mögliche: Friede, Glück, Erfüllung. Gemäß dem Willen Gottes. Für die Menschen seines Wohlgefallens, seiner Gnade. Und insofern liegt ihm an Menschen. Er war der Mensch für die Menschen. Und er will, daß uns an den Menschen liegt, daß uns aneinander und an allen liegt. Dieses sein Anliegen, wird gefaßt in dem einzigen Gebot, daß wir eigentlich auf ihn zurückführen können (man könnte auch Gesetz sagen, man könnte auch Testament sagen, man könnte auch Grundgesetz sagen, alles trifft das garnicht genau): Liebe! Und nun ist das mit diesem Wort ja so schäbig geworden, daß jeder was anderes darunter versteht und man sich anstrengen muß mit diesem Wort noch irgendwas zu sagen. Und vielleicht sollten wir uns heute abend anstrengen, über dieses Wort etwas mehr zu erfahren in einem ganz bestimmten

Hinblick.

Ich sagte: ihm lag an Menschen. Ihm lag vor allem an den Menschen, die sonst keinen hatten, die deswegen alles von ihm erwarten mußten: der Sünderin, der blutflüssigen Frau, dem Blindgeborenen - um einzelne zu nennen. Ihm lag aber auch an denen, die mit ihm nicht anfangen konnten, die ihn für einen Ketzler, für einen Aufrührer hielten: die Schriftgelehrten, die Pharisäer, die Besserwisser, die Hochgestellten. Und mit ihnen kämpfte er, wenn es sich machte. Und mir scheint, wenn ich das richtig verstehe, er kämpfte mit ihnen aus Liebe und in Liebe, weil er auch sie in das richtige Leben, in das wahre Leben bringen wollte. Und bei dem Kampf gegen die, die ihm so abwehrend, feindlich gesonnen waren, wenn das Ziel der liebende Mensch und die in Liebe verbundenen Menschen waren, konnte auch das Mittel kein anderes sein als die Liebe. Und vielleicht ist das eins der ganz entscheidenden neuen Dinge, die durch Jesus in die Welt gekommen sind, daß diese Liebe keinen ausnimmt, überhaupt niemand, daß diese Liebe auch den Feind ein schließt.

Es gibt eigentlich nur einen Psalvers im 6. Psalm und drei Sprüche, die etwas ähnliches vorbereiten, daß man auch den Feind nicht ganz hängen lassen soll. Aber davon abgesehen hat das ganze Alte Testament nichts freundliches über den Feind zu sagen außer daß er von Gott zu rechtgebracht wird im Gericht seines Zornes.

Und jetzt sagt Jesus in der Bergpredigt, 5. Kap. am Ende, und er be ruft sich gerade darauf, daß es früher anders war: Ihr habt gehört, daß den Alten geboten worden ist: du sollst den Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Dagegen sage ich euch: liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger, damit ihr euch als Söhne eures himmlischen Vaters erweist, denn er läßt seine Söhne über Böse und Gute aufgehen und läßt regnen auf Gerechte und Ungerechte. Mir scheint, was da steht, ist gleich utopisch wie die Isaiasvision, ist gleich utopisch wie unsere besten Träume und hat dafür noch den Impetus, eine Anweisung zu sein: tut das!

Aber was heißt das eigentlich, den Feind lieben? Wer ist überhaupt ein Feind? Ein Feind ist doch vermutlich der, der mir das Leben schwer macht, der mich am Leben hindert, der meine Entfaltungsmöglichkeiten beschränkt, der, wenn er könnte, so weit ging, mir das Leben zu nehmen. Der äußere Feind, der Volksfeind, der Klassenfeind, der individuelle Feind, der u. U. mir das liebste, was ich habe, stiehlt, das sind Feinde. Und jetzt rechnet Jesus garnicht damit, daß wir überhaupt auf die Idee kommen könnten, als Jünger den Feinden auch feindlich zu sein, er spricht nur von den uns feindlichen Menschen.

Und sagt, daß wir diesen, uns Feindlichen Menschen lieben sollten., den, dem wir irgendwie zutrauen, nach unserer Erkenntnis, nach unserer Einsicht, daß der unser Leben bedroht, unserem Leben Schaden zufügt oder wenn nicht uns selbst, dann anderen, an denen uns was liegt. Und ausgerechnet den sollen wir lieben. Es gibt jetzt eine Menge Leute, zuletzt hat das meine ich Bloch ins Gespräch gebracht, der beruft sich da auf Albert Schweitzer, daß man so etwas nur dann sagen kann, so etwas nur dann verlangen kann, wenn das Ende unmittelbar vor Augen steht, also wenn man mit dem Einbruch des letzten Tages zu Lebzeiten rechnet, wenn also von Parusieversögerung, von dem Ausbleiben ~~das noch~~ ^{also} nichts zu ahnen ist - Interimsethik also - und daß man sich nicht mehr an eine nur für eine besondere Situation geltendes Gebot halten darf und halten soll.

Mir scheint das nicht sondern eher Unglauben. Aber wie soll man das denn nun machen, den Feind zu lieben? Ihm freundliche Gefühle entgegenzubringen? Für den sozusagen zu schwärmen? Wenn man nicht gerade ein Ästhet ist, der sich auch masochistisch an anderen Heroen aufbauen kann, meine ich, wäre das ausgesprochen schwierig. Vermutlich verstehen wir Liebe immer falsch, wenn wir sie im Gefühl ansiedeln. Liebe ist Wollen. Lieben ist dem anderen Gut - Wollen. Liebe ist das Beste für den anderen Wollen und ihn nicht vernichten wollen. Liebe ist, mit Möglichkeiten beim anderen rechnen, die bis jetzt noch gar nicht zum Vorschein gekommen sind. Liebe läßt sich in diesen extremen Situationen der Feindesliebe nur da motivieren, so kommts mir vor, wenn sie rückgebunden ist, daß in jedem Menschen, wenn auch noch verschüttet oder wenn auch noch nicht zum Austrag gekommen, das Bild Gottes wartet, das hervorkommen muß. Feindlieben kann man nur aus Glauben und Hoffnung. Und sonst überhaupt nicht. Und in diesem Sinne nimmt dann Feindlieben am Schöpferischen Gottes teil. Röm. 5 spricht da ganz deutlich von, daß uns Gott nicht wegen unserer Vorzüge geliebt hat sondern uns liebt, damit wir Vorzüge bekommen.

Wir machen das immer umgekehrt. Wir lieben sozusagen nachliebend, was sich uns entgegenstellt, und Gott liebt vorgehend und Liebe sucht eigentlich sowas, geht auf das bessere, noch nicht hervorgeholte im anderen aus und wartet darauf, daß das noch nicht so gute irgendwann herausgeholt wird.